

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 29

Artikel: Zwei im Alltag
Autor: Zorn, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645126>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei im Alltag

Von Michael Zorn

Die Hände lagen auf der blauen Bettdecke und bewegten sich leicht, während der kühle Morgenwind durchs Fenster über sie hinstrich. Sie waren wach. Sie waren die Landkarte des Menschen. Blaue Flüsse liefen über ihren Rücken und kleine Länder waren in ihre Flächen eingezeichnet, von Schluchten und kaum wahrnehmbar dünnen Pfaden durchzogen. Ein paar harte Stellen waren, kleinen Gebirgen gleich, im Lauf vieler Jahre aus ihrer Höhlung hervorgetreten, zur Abwehr gleichsam gegen Hartes, das man sie zwang zu greifen. Die ovalen Rundungen der Nägel waren Fenster, durch die das Blut schimmerte in schwachem Rot.

Sie waren wach, sie lebten. Ein paar Tage und Nächte hatten sie auf der Bettdecke geruht, teils spielerischem Mühsigang hingegeben, teils ein Buch haltend, einen Bleistift oder Papier ergreifend, um ein paar flüchtige Zeilen aufzuschreiben. Fieber pochte in ihnen. Das war Krankheit, was sie niederhielt.

Aber jetzt war es vorbei.

Arbeiter waren sie, freudig und geschickt, und sie entsannen sich noch wohl auf alles, was ein Tag von ihnen forderte. Sie schoben die Decke zurück, griffen nach Strümpfen, Schuhen, schnallden den Riemen um die Beinkleider fest, krochen geschickt durch die Ärmel des Jacketts. Dann stießen sie das Fenster weiter auf und wurden eine Sekunde lang vom Sommerwind umspült. Hoffnung war in den Händen, sie wollten Arbeit. Dann begann ihr Tag, der aus Freud und Leiden bestand. So sind nämlich Tage zusammengesetzt.

Noch nahmen sie zwei gute Dinge mit auf den Weg, denn sie strichen über den Kopf des schlafenden Kindes, was so weich und kräftigend war, wie Sonnenstrahlen zu berühren. Und dann wurden sie umschlossen von einer Frauenhand. Und dann umspannten ihre Finger den Türgriff, der kühl und aus Messing war.

Hastig, nimmer müd, kämpften sich die Hände durch den Tag. Schnelle Finger kramten Geld aus den Taschen, hielten Fahrtscheine hoch, umschlossen die Trittbrettstangen von Straßenbahnen, Autobussen und elektrischen Stadtzügen. Hände öffneten Türen, schrieben Anmeldezettel aus, schlossen sich fest umeinander im Warten, lösten sich wie verkrampft, fielen herab, eilten weiter. Oh, sie kannten ihre Arbeit genau, dem Tag, der feindlich ist, ein Stückchen Glück zu entreißen.

Dämmerung fiel auf die Hände herab. Vom Kattern der Züge vibrierte das Brückengeländer stark, das müde Finger umspannten. Kühle wehte von unten herauf, traf die Fingerspitzen. Große Last ruhte auf den Händen, schwere Last, das Gewicht dreier Leben.

Da aber, an der Grenze jener Ermattung, die so verwandt dem Abend, dem Schlaf und dem Verlöschen einer Kerze ist, durchzuckte diese Hände ein jäher Schreck und alle Kraft, die sie in vielen Jahren gewonnen, durchströmte sie, spannte ihre feinen Muskeln und Sehnen. Wir werden kämpfen, riefen sie lautlos dem Menschen zu, du bist nicht einsam. Du hast uns. Wir dienen dir bis zuletzt. Höre, erhöere uns!

Gelentig griffen sie nach Straßenbahntüren, segten Millionen kleinster Schweißtropfen von einer blaffen Stirne weg, fächelten Kühlung, waren wie Kinder, die lächeln und artig sind. An der Türklinke überkam sie noch zum letztenmal ein Zaudern, und sie fingerten nervös am Griff herum. Aber dann bäumte sich wieder Kraft in ihnen auf. Und sie drückten die Tür auf. Morgen, rief dieser Druck, ein neuer Tag. Wir bleiben dir treu.

Dann strichen sie über den Kopf eines Kindes und wurden von anderen Händen sanft umschlossen und wußten jetzt, weshalb sie heimgemußt.

Hände lagen auf der blauen Bettdecke müde und still und vielleicht schon — ohne daß es Augen bereits sahen — weck. Tapfere Hände. Schließen ein.

„Nur, wenn man mich braucht!“

Von Maria Schneider

Manche Menschen empfinden es als Herabsetzung, beklagen sich mehr oder minder verbittert darüber, daß man sie nur dann ruft und verlangt, wenn man sie braucht. Zu ihrem Trost sei ihnen gesagt, daß sie damit das Los aller Helfer der Menschheit teilen. In gesunden und normalen Tagen denkt niemand gern an den Arzt, die Hebamme, die Krankenschwester. Aber wie ängstlich, ja sehnsüchtig, ruft und erwartet man sie, wenn man sie braucht.

Auch die Kinder suchen die Mutter nicht, wenn sie mit Gefährten spielen und tollten. Aber wenn sie sich das Knie aufgeschlagen haben, wenn der Ärmel ein Loch hat, wenn sie schläfrig oder hungrig sind, dann laufen sie geschwind zu ihr. Der richtige Vater ist der, zu dem man kommt, wenn man sich bei den Schularbeiten nicht auskennt, in irgend einer Verlegenheit ist, seinen Rat, seine Hilfe, seinen Schutz braucht.

Es ist also durchaus keine Herabsetzung, sondern eine Ehre, wenn man zu jemandem kommt, weil man ihn braucht, denn er ist stärker, kenntnis- und hilfreicher als andere.

Aber genau besehen, kommt man denn überhaupt aus einem anderen Grunde zu Menschen — und zu Dingen — als weil man sie braucht?! Man geht zum Rechtsanwalt und zum Pfarrer, weil man weltlichen Rat oder geistlichen Trost bedarf; zur Schneiderin und zum Bäcker, weil man Kleidung und Nahrung braucht. Gerade so ist es auf jedem andern Gebiet: Will man sich unterhalten, so sucht man lustige, gutgelaunte Menschen, festliche und geräuschvolle Stätten auf. Braucht man Ruhe, so greift man nach einem Buch. Verlangt man nach Verständnis, so zieht es einen zu Leuten, die mit Interesse zuzuhören verstehen, guten Rat oder Trost wissen.

Selbst die Liebe ist nicht anders. Niemanden braucht man so dringend und unmittelbar zu seinem Glück, wie das geliebte Wesen. Je beliebter ein Mensch ist, je vielseitiger seine Gaben sind, je mehr er an Anteilnahme, Wohlwollen, Freude und Kraft auszufließen vermag, desto mehr wird man ihn suchen und sich um ihn reißen. Warum wird er so ausgezeichnet? Weil man ihn braucht, weil sich die Leute in seiner Umgebung gesteigerter, froher und lebendiger fühlen.

Große Künstler üben durch ihre Kunst oft solche Wirkungen aus; aber man muß kein Künstler sein, um in seinem Kreis den Mittelpunkt zu bilden, den alle wünschen und brauchen.

Deshalb soll man nie beleidigt sagen: „Zu mir kommt man nur, wenn man mich braucht!“, sondern sich darüber freuen, daß man gebraucht wird. Auch hier heißt es: Geben ist seliger als nehmen. Wie arm sind Menschen, die niemand braucht. Sie haben nichts mehr zu geben: keine Liebe, keine Freundschaft, keine Hilfe. Vielleicht sind ihre Fähigkeiten dazu nicht erloschen, aber die Menschen, denen damit gedient wäre, sind tot oder fern. Das ist das traurigste Los auf Erden; nicht mehr gebraucht zu werden, ausgeschlossen zu sein aus dem lebendigen Kreis des Gebens und Nehmens.

Wer das bedenkt, wird sich nicht mehr beklagen: „Ja, wenn ihr mich braucht, da kommt ihr, aber wenn es zum Vergnügen geht —“ Zum Gefährten des Vergnügens braucht man eben Fähigkeiten anderer Art, und wer weiß, ob es die besseren sind. Ja, oft klingt es gerade umgekehrt: „Zum Vergnügen bin ich dir gut genug, aber wenn es sich um wichtige Dinge handelt, dann —“ Die Vielseitigen, die man jederzeit und für alles brauchen kann, sind leider nur zu dünn gesät.

Können Sie sich trotz solcher Erwägungen nicht damit abfinden, daß man Sie verläßt, wenn man Sie gerade nicht braucht, dann erinnern Sie sich, bitte, daß Sie es ja auch nicht anders machen. Die menschliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit reicht im allgemeinen nicht weiter, als das Interesse, das sich daran knüpft. Nur, was wir brauchen — im weitern Sinn genommen — hat für jeden von uns Bedeutung und Bestand.